

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 10.

Samstag, den 11. Oktober.

1924.

Das Schwert von Thule.

(9. Fortsetzung.)

Roman von Beatrice v. Winterfeld-Platen.

(Nachdruck verboten.)

Die Warnow stromab kommt ein Kahn. Der darin sitzt, braucht weder Ruder noch Segel, denn die Flut treibt ihn ganz von selbst der See zu.

Der Mann am Strande hat mit scharfem Auge den Kahn erpäht, trotz der Dämmerung. Aber er bleibt regungslos stehen, immer noch auf sein blutiges Schwert gestützt. Er sieht, wie der Mensch im Kahn zur See hinaussteuern will. Aber wie die Bogen zu wild und gewaltig sind und ihn hindern. So daß er beidreht und den Kahn an einem der Uferpfähle festmacht vor der Mündung des Stromes. Und dann steigt der Mensch selbst an den Strand, wo sich ihm der Wind entgegenwirft mit aller Macht.

Da sieht der Mann mit dem Schwert, daß das andere ein Weib ist. Sie hat es schwer, gegen den Sturm anzugehen, weil sich der Wind in ihren Kleidern fängt. Ein dunkles Tuch hat sie fest um die Schultern gezogen und hält es über der Brust mit den Händen zusammen. Das helle, gelbe Haar fliegt ihr im Wind, ob es auch in feste, starke Zöpfe geflochten ist.

So kommt sie langsam den Strand entlang, Schritt vor Schritt sich erkämpfend im Sturm.

Als sie an dem Manne vorüberkommt, sieht er, daß ihr Gesicht weiß wie Schnee ist und daß ihre Augen starr geradeaus sehen auf die weiten, grauen Wasser. Für den Zeitraum einer Sekunde streift ihr Blick seine steile, regungslose Gestalt und sein blutiges Schwert. Und auch das frische Grab zu seinen Füßen. Aber ihr Fuß stockt nicht. Ruhig und furchtlos schreitet sie weiter. Stumm und grußlos an ihm vorüber.

Denn Heilwig hat keine Zeit, sich zu wundern. Ihre Seele ist ja nicht hier. Ihre Seele ist droben am Nordsee in der alten Heimat. Sie sieht zu Füßen des greisen Ahnen und lauscht seinen Reden. Was sagt er doch? „Wortkalt ist nötig als Atemholen, Heilwig. Das ist uralter Nordmänner Brauch. Und ob auch das Herz zugrunde geht dabei. Wenn es nur rein bleibt und treu.“

Heilwig preßt mit der einen Hand das Tuch fester um die Schultern. Mit der andern fährt sie sich über die Stirn — zwei-, dreimal. Wie war es doch nur alles gewesen diese Nacht und heute morgen? Ach ja — nun kommt ihr alles wieder in die Erinnerung zurück. Sie hatte die ganze Nacht gewacht bei der kranken Elisabeth. Und am frühen Morgen, als sie den ersten Schritt der Ratsherrin auf der Diele hörte, war sie zu ihr gegangen und hatte sie gebeten, sie noch einmal allein zu sprechen.

„Ihr habt mir damals gesagt, Frau Ruhme, daß Elisabeth ihren Liebsten freien kann, wann ich Fridolin Luhart eheliche. Sagt Ihr daselbe noch heute?“

Die Ratsherrin hatte sie erstaunt angesehen.

„Freilich, Kind, das sage ich noch heute. Denn dann kommt unser Eidam nimmer mit leeren Händen.“

Bläß und stolz hatte Heilwig vor ihr gestanden.

„Schwört mir das, Frau Ruhme.“

Es war fast etwas Herrliches, Hartes in ihrem Ton.

Und die Ratsherrin hatte es ihr geschworen bei der heiligen Kathrine, ihrer Schutzpatronin.

„Dann geht eilends hinaus in Elisabeths Kammer, Frau Ruhme, und kündet es Eurem Kind. Aber nimmer, bei Gott — weshalb und warum das alles so kam jetzt. Nur das eine, daß sie ihn freien darf.“

Da hatte die Ruhme sie blinzelnd und fast scheu angesehen.

„So willst du denn meinen Neffen zum Gatten nehmen?“

Und Heilwig hatte an ihr vorübergesehen und tonlos gesagt: „Das will ich.“

Dann war sie hinter der Ratsherrin her die Treppe hinaufgestiegen. Und während diese hineinging in die Kammer zu ihrer Tochter, war Heilwig stehen geblieben hinter der Tür und hatte durch den Spalt gesehen. Weil sie Elisabeths Antlitz sehen mußte bei den Worten der Ruhme.

Wie ein WachsBild, so hatte Elisabeth im Bett gelegen. Als die Ruhme eintrat, war sie erschrocken zusammengeschrien. Dann hatte sie sich aufrichtet in jäher, plötzlicher Erwartung. Denn sie mußte an Heilwigs Worte denken diese Nacht.

Und die Ratsherrin hatte feierlich die Hände gefaltet über dem runden Leib und hatte salbungsvoll gesagt: „Mein Kind, wir sind nun übereingekommen, daß wir dir deinen heißen Wunsch erfüllen und du den Magister Luhart ehelichen darfst. Und wir hoffen, daß du nun bald wieder frisch und gesund wirst.“

Elisabeth hatte nichts gesagt. Aber ein Ausdruck war über ihr Antlitz gegangen, den Heilwig nicht vergessen konnte, und ob sie noch so alt würde. —

Und Heilwig weiß, daß nun ihr Schicksal besiegelt ist. Sie hat es selbst so gewollt. Nun braucht auch Zeit nicht mehr aus dem Vaterhaus zu gehen. Denn nun geht ja sie.

Die Ratsherrin ist so freundlich zu ihr wie noch nie.

Den ganzen Tag redet sie von Hochzeit. Ja, eine Doppelhochzeit plant sie sogar. Und zwar sehr bald. Denn worauf soll man noch warten? Geduldig hat Heilwig allem zugehört. Bis sie nicht mehr konnte. Bis sie sich nach Tisch fortgeschlichen hat in dem Sturm und Regen — fort — nur fort.

Die See muß sie sehen und den Wind fühlen um ihre brennende Stirn.

Und hier draußen im brüllenden Wettersturm kommt eine große Ruhe über sie. Fast eine Starrheit.

Es hat wohl alles so kommen müssen. Nun will sie auch hart und stark sein, wie die vom Nordland es sind. Nun will sie ihre beiden Hände um ihr Herz legen, daß niemand mehr hineinschauen darf. Nun will sie mit zusammengebißnen Lippen den Weg gehen, den sie sich selber gewählt. Und lächeln will sie, damit Elisabeth nichts merkt. Damit wenigstens eine glücklich ist — restlos glücklich.

Jetzt steht sie still am Strande und sieht noch einmal hinaus auf die weite, graue See. Auf die weißen

Möwen, die so selig und frei durch den Sturm schiefen. O, wer so frei und selig sein könnte wie die Sturm-
vögel da oben! Sie preßt die Hände an die hämmern-
den Schläfen. Nur nicht denken mehr — o Gott! Nur
nicht denken!

Und dann wendet sie sich langsam zurück. Denn es
wird dunkel, und sie muß nun heim.

Heim? Es irrt wir ein wehes, verlorenes Lachen
um ihre herben Lippen.

Ihre Heimat ist ja hier draußen beim Meer und
Herbststurm. Aber niemals in der dunklen, engen Stadt
mit der schweren, dumpfen Luft.

Da geht sie zurück zu der Stelle, wo sie ihren Rahn
festgefettet. Als sie eben im Boot sitzt und die Ruder
nehmen will, taucht aus dem Dunkel der Fremde auf
mit dem zerbeulten Helm. Sein Schwert hängt jetzt
am Gurt nieder. Sein Angesicht ist finster.

„Laßt mich mitfahren, Frau, in Eurem Rahn. Es
ist noch weit bis Rostod.“

Heilwig kennt keine Furcht und sagt ruhig: „So
steigt ein, ich muß fort jetzt.“

Da springt er in das wild schwankende Boot, und
sie hört, wie sein Schwert leise in der Scheide klirrt bei
der jähen Bewegung.

Ohne daß sie ein Wort darüber wechseln, packt er
mit zu beim Lösen des Segels, denn der Wind weht
stark, und das harte Tau reißt ihre Hände fast blutig.
Straß spannt sich das Segeltuch, als sich der Sturm
von der See her mit aller Macht dagegen wirft. Und
wie von unsichtbaren Geistern gejagt, fliegt der Rahn
die Warnow hinauf. Sie müssen scharf achtgeben auf
jede Biegung des Flusses, jeden erneuten Windstoß.
Tief bohren sich ihre Augen vorwärts in das Dunkel,
indes Regen und Wind die nassen Kleider gegen den
Leib pressen. Je weiter sie fortkommen von der
offenen See, desto ruhiger werden Wind und Wasser.
Und nun hört auch der Regen auf, und durch die hehen-
den Wolkensegen sieht verschlafen eine bleiche Mond-
scheibe. Sie können einen Augenblick Atem schöpfen und
sich ruhen auf den nassen Bänken. So sitzen sie sich ein-
ander schweigend gegenüber, bis der Fremde sich bückt
und mit seinem Helm das Wasser aus dem Rahn schöpft.

Heilwig sieht deutlich im Mondlicht seine sehnigen,
braunen Hände und das dicke, dunkle Haar über der
hohen Stirn.

Sie hat ihr Tuch von der Schulter genommen und
ringt es aus über dem Rand des Bootes. Ihre blonden
Zöpfe sind schwer und feucht, und sie schüttelt sie hin
und her, daß die blanken Wassertropfen ringsum
spritzen.

Da steht er auf.

„Ihr müßt furchtlos und kühn sein, Frau, daß Ihr
Euch so allein hinausgewagt habt bei dem Wetter.“

Sie sieht ihn groß an mit ihren tiefen, blauen
Augen und sagt schwer: „Ich mußte die See sehen.“

Nun sieht sie, daß er ein schmales, langes Gesicht hat
und eine feine, gerade Nase. Dazu ein vorspringendes
Kinn und einen trockigen, herrischen Zug um den Mund.
Und ihr fällt ein, wie sie ihn vorhin am Strande ge-
sehen, auf sein bloßes Schwert gelehnt.

„Es war ein frisches Grab in den Dünen an Eurer
Seite. Habt Ihr dort einen Freund begraben?“

Er saß jetzt tiefgebückt, daß sie nur sein dunkles
Haar sah, und machte sich mit dem Helm zu schaffen.

„Wohl einen Freund, Frau. Er war stich und litt
sehr. Da gab ich ihm den Gnadenstoß mit meinem
Schwert und begrub ihn, wo es am schönsten ist.“

Nun kam es sie doch fast wie ein Grausen an, als
er das sagte. Und sie wußte nichts zur Antwort.

Da hob er den Kopf.

„Seid Ihr erschrocken, Frau? Eure Wangen sind
ja weiß geworden, wie der Schaum der See. Es war
der Freund mein treues Roß, das wund geworden im
letzten Kampf. Ich konnt es nimmer länger leiden
sehen. Nun hat es Ruhe.“

Da atmete sie tief auf, wie befreit. Und lächelte
ihrer Furcht.

Sie waren jetzt nahe der Stadt, und der Wind hatte
sich fast ganz gelegt.

Fortsetzung folgt.

Neue Epidemie aus dem Osten.

Mah - Jongg.

Eine neue Seuche? Ein neues Laster? Nur keinen
Schred, verehrter Leser! So gefährlich ist es diesmal nicht.
Weniger unangenehm als die Pest und weniger gefährlich als
das Opium ist die Welle, die uns jetzt von China her über-
flutet. Ein neues Spiel: Mah-Jongg, das chinesische
Domino. Es kommt nicht direkt aus dem Osten zu uns. Es
hat den Umweg über Amerika gemacht. Mit der bei den
Anglosachsen so häufigen Übertreibung machten sie es mit
Begeisterung zur Senjation. Nachdem man einmal hinter
die Reize des neuen Spieles gekommen war, stürzte man sich
mit Feuereifer darauf. Heute gibt es in Amerika bereits
Mah-Jongg-Klubs und Mah-Jongg-Tees, und in England
lest man Mah-Jongg-Spielabende an. Die Mah-Jongg-
Lehrer nehmen als solche eine angelehene Stellung ein und
werden zu ersten Gesellschaften mit eingeladen. Ezentrische
junge Damen nehmen in Modebad ihren Spieltisch mit ins
Wasser. Hier in Deutschland wird sich alles natürlich viel
ruhiger abspielen. Aber für den, der Mah-Jongg kennt, ist
es nicht fraglich, daß es sich auch hier mit Sicherheit durch-
setzen und ohne Zweifel auch behaupten wird.

Werte man einen Blick zurück auf die Geschichte dieses
„neuen“ Spieles. Es ist uralt, und nur das Schachspiel kann
darin mit ihm konkurrieren. Ihre Heimat haben beide
Spiele im fernen Osten, das Schach in Indien, das Mah-
Jongg eben in China. Die ältesten uns bekannten Nach-
richten datieren freilich erst von 1460, doch war das Spiel
schon damals (zur Zeit der Ming-Dynastie) zweifellos sehr
alt. War es doch ängstlich geheim gehalten, weil es für die
kaiserliche Familie reserviert bleiben sollte. Als sich dann
später der Absolutismus lockerte, drang auch das Spiel des
Herrscherhauses in breitere Kreise. Man bemächtigte sich
seiner und machte es zeitweilig so leidenschaftlich, daß die
einheimischen Behörden es verboten. Im Krieg wurde es
dann den internierten Europäern und Amerikanern bekannt.
Es verführte manchem die Stunden qualvoller Ungelassen-
heit. Die Heimkehrer zeigten sich dann ihrem kurzweiligen
Zeitvertreiber dankbar, indem sie seinen Ruhm in ihrer
Heimat begründeten. So kamen schon 1919 deutsche Kriegs-
gefangene aus dem Osten in Verbindung mit einer Rudol-
städter Firma auf den Gedanken, das ihnen lieb gewordene
Spiel auch in der Heimat herausstellen. Der Erfolg dieser
deutschen Bemühungen war kürzlich die Einbringung eines
Gelektentwurfs in Amerika, betr. Verbot der Einfuhr von
Mah-Jongg-Spielen aus Deutschland zum Schutze der eigenen
Fabrikation. — Solche Ausmaße hat die Frage in Amerika
bereits angenommen!

Und das Wesen dieses geheimnisvollen Spieles? Es
wollte zu ergründen im Rahmen eines Feuilletons hält
schwer. Aber es läßt sich einiges andeuten. Es ragt weit
hinaus über die ja größtenteils völlig ungeistigen „Gesell-
schaftsspiele“. Es eröffnet, ohne freilich völlig frei zu
machen von der Gunkel des Zufalls, weithin Möglichkeiten zu
geistreicher Kombination und großzügiger Spielanlage, steht
also in diesem Punkte den besten Kartenspielen nicht fern!
Vorteilhaft von ihnen unterscheidet es sich aber durch die
Art der Gewinnberechnung, denn es wird nach subtiler und
doch verblüffend einfacher Methode nicht nur der Sieg, son-
dern auch die Schönheit der Spielführung an sich bewertet,
auch wenn sie nicht bis zum Sieg selbst geführt hat, so daß
nicht selten der Sieger weniger Punkte angerechnet bekommt
als der Gegner, der sein (schöneres) Spiel nicht zu Ende ge-
bracht hat. (Viele Statistiker werden heimlich leuchten im
Gedanken an so manches schöne, reizvolle Spiel, das ihnen
der Partner durch ein ledernes, aber höher bewertetes weg-
genommen hat.)

Die Spielregeln und Spielbegriffe (Spielfeld, Spieles-
anlage, Spielbild) im einzelnen ohne Bilder zu entwickeln,
hat wenig Zweck. Nach kurzer Beschäftigung mit Mah-
Jongg weicht die auf den ersten Blick unheilbar scheinende
Verwirrung angehts der 144 bunten Spielsteine bald
einem klaren Durchblick durch die reichen Möglichkeiten der
Spieldarstellung, deren letzte Beherrschung sich dann natür-
lich nur durch Übung erzielen läßt. Theo Hostei.

Wunderbare Abenteuer eines hoffnungslos Verliebten.

Als im Jahre 1852 die schwedische Segelfregatte
„Eugenie“ auf ihrer Weltumsegelung — der einzigen, die je
ein schwedisches Kriegsschiff gemacht hat — nach Honolulu
kam, stieß man dort auf einen schwedischen Landmann,
Abraham Fornander aus Kalmar, der auf den Sandwichs-
Inseln eine hervorragende Stellung einnahm und die rechte
Hand des Königs Kamehameha war. Über diese Weltreise
erschien ein Buch, und ein Leser, dem es in die Hand geriet,
erinnerte sich, daß er auf der Universität Lund vor Jahr-
zehnten einen Studiengenossen dieses Namens gehabt hatte,
der unter sonderbaren Umständen verschwunden war. Er
beeilte sich, die noch lebende Mutter und die Schwester
Fornanders zu unterrichten, daß ihr totgesandter Ver-
wandter noch lebe; sie schrieb nach Honolulu und erhielt
wirklich Antwort von dem Wiedergesunden, der nun aus-
führlich seine abenteuerliche Lebensgeschichte erzählte.

Schon auf der Universität war Fornander seinen
Studiengenossen aufgefallen, da er eine nervöse Unruhe und
Niedergelassenheit zeigte, für die man keinen Grund fin-

den konnte. Schließlich stellte sich heraus, daß er hoffnungslos verlobt war, und zwar — in seine Tante, die Schwester seiner Mutter, die nur wenige Jahre älter war als er. Gutes und Kirche legten damals einer solchen Liebe unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Er hatte gehofft, daß die Entfernung aus der Vaterstadt und die Studien ihm Vergessen bringen würden, und als er sah, daß diese Hoffnung ihn getäuscht hatte, verschwand er heimlich aus der Stadt, ließ sich als Matrose in Malmö anheuern und sah das Vaterland niemals wieder. Er war, wie er dann in seinen Briefen erzählte, Walfänger auf Island gewesen und hatte Widerwartigkeiten aller Art ausgetrieben. Zweimal war er Goldgräber in Kalifornien und — Millionär gewesen. Das erste Mal wurde er von seinem Genossen, einem Irländer, beraubt und halb totgeschlagen, und der Ire verschwand mit dem Gold. Nun wurde er wieder Seemann, aber nach einigen Jahren tat er sich mit einem Engländer zusammen, der sich ebenfalls schon früher im Goldgraben versucht hatte, und begann die Goldgräberei von neuem. Nach drei Monaten vergeblichen Suchens fanden sie endlich eine ergiebige Goldader im unzugänglichen Teil des Landes, wo die Unsicherheit für Leib und Leben so groß war, daß immer der eine Wache halten mußte, während der andere schlief. Aber sie fanden auch Goldklumpen von der Größe eines Taubenais. Steinreich wollten sie endlich wieder nach San Francisco zurück. Aber schon fast vor den Toren der Stadt wurden sie von einer Bande maskierter Männer überfallen, die aus einem Hinterhalt mit einem wohlgezielten Schuß den Engländer tot zu Boden streckten. Jorander, der mit leichteren Wunden davonkam, wurde ergriffen, geplündert und lam als Bettler in die Stadt. Als er nach längerem Aufenthalt im Krankenhaus wieder ins Leben hinaustrat, war er fast ein gebrochener Mann. Als Seemann suchte er wieder sein Brot. Aber sein Unglück verfolgte ihn. Das Schiff ging mit Mann und Maus verloren, und als einziger Überlebender wurde er am Strande der zu den Sanowichs-Inseln gehörigen Insel Dahu bewußtlos aufgefunden. Die Tochter eines Häuptlings pflegte ihn treu und schenkte ihm schließlich Herz und Hand. Sein Schwiegervater, der am Hofe des Königs angestellt war, verschaffte ihm, der sich als kenntnisreicher und gebildeter Mann erwies, schließlich ebenfalls eine Anstellung, erst als Minister und dann als Hauptling auf einer der Inseln. Dort ist er auch gestorben.

Der Regenschirm.

Von E. Betsch-Krapp.

Mathilde hat zu ihrem Geburtstag einen Regenschirm geschenkt bekommen. „Bon Papa und Mama.“ „Der alte ist doch nichts mehr“, sagt die Mama. „Es ist Halbheide“, sagt der Papa, „eine ganz feure Marke.“

Sieben Tage scheint ununterbrochen die Sonne, nach Mathildes Geburtstag, aber am achten fängt es ordentlich zu regnen an. Schon früh um acht, wo Mathilde in die Klavierstunde muß und einkaufen gehen für ihre Mutter.

Da geschieht es nun, daß im zweiten Laden Mathilde ihren Schirm gestohlen bekommt. Sie hat ihn neben sich gestellt, und als sie bezahlt hat und nach ihrem Schirm greifen will, ist der Schirm nicht mehr da. Die Umstehenden glauben, daß eine Frau ihn mitgenommen hat. Mathilde springt auf die Straße, aber es ist keine Frau mehr zu sehen. Der Schirm ist fort.

Mathilde erzählt es schlußend ihrer Mutter. „Der Schirm wäre weg? Der Schirm, der neue Schirm? Der gute, neue Schirm? Weg? Gestohlen? Wieso denn gestohlen? Wie kann einem vernünftigen Menschen ein Schirm gestohlen werden?“ Die Mama hat brandrote Flecken im Gesicht. Sie sittert, ihre Beine wollen sie fast nicht mehr tragen. „Der gute neue Schirm? Stehlen hat ihn Mathilde lassen? Kann man denn eine solche Dummheit begreifen? Eine solch verhaßte, vernagelte Dummheit?“

Der Vater wird gerufen. Es wird ihm gesagt, daß der gute neue Schirm gestohlen worden ist. Mathilde hat ihn sich stehlen lassen. „Gestohlen? Gestohlen? Der gute, neue Schirm? Im Laden? Ja, hat man denn je eine solch wahnsinnige Dummheit gesehen? Mathilde sagt unter Tränen: „Die Menschen sind daher auch so schlecht.“ „Schlecht?“ „Schreit der Papa, „recht haben sie, wenn sie nehmen, was man ihnen einfaß hinhält. Ganz recht haben sie. Bei so einem Wetter nimmt man überhaupt keinen alten Schirm!“ „Natürlich“, ruft die Mutter weinend, „der Schirm war nur zum Spaziergehen da, bei gutem Wetter! Das konntest du doch wissen! So geht das Geld aus dem Haus! Bon uns hast du aber den letzten Schirm bekommen, das sage ich dir! Der gute, gute, neue Schirm!“ „Keinen bekommst du mehr gekauft“, schreit der Vater, „im Regen kannst du herumlaufen, einen Schnupfen kannst du dir holen, das ist mir ganz egal!“

„Mir auch“, denkt Mathilde. „Dieser ekelhafte, ekelhafte Schirm“, denkt sie, „an meinem Geburtstag sah er so schön aus. Wenn es nur überhaupt keine Regenschirme mehr geben würde“, denkt Mathilde abends noch in ihrem Bett, während ihr die Tränen über die Waden laufen, „dann gäbe es doch darüber keinen Ärger! Nie wieder will ich einen Regenschirm nehmen“, denkt Mathilde noch befreit, und dann fallen ihr langsam die Augen zu. Und sie denkt zum Glück nicht daran, daß es in ihrem und in vieler anderer Leben, tagtäglich und immer wieder „Regenschirme“ geben wird, über die die armen dummen Menschen verzweifeln wollen.

Welt und Wissen

Die ersten Klopffacetten. Der berühmte Swedenborg gilt zwar vielfach als der Begründer des Spiritismus, weil er sich seiner Aussage nach viel mit Geistern der Abgeschiedenen unterhalten hat. Meist wird aber der Spiritismus auf die zwei Schwestern Fox zurückgeführt, die 14jährige Margareta und die 12jährige Katharina. Sie wohnten in einem Hause in Hadesville im Staate New York, und in diesem Hause sollen im Jahre 1848 sehr starke Klopffacetten gehört worden sein. Die beiden Mädchen galten als Medien, und sehr bald wurde angenommen, daß auf diese Weise die Geister sich bemerkbar machten. Die Nacht vom 31. März 1848 gilt als Geburtsdatum des modernen Spiritismus, weil in dieser Nacht Klopffacetten, wie sie schon früher in dem Hause gehört worden waren, zum erstenmal zur Verständigung mit den Geistern benutzt wurden. Damals bezeichneten zwei Klopffacetten nein, drei ja. Die Kunde davon ging durch ganz Amerika, und überall, wohin die beiden Formädchen kamen, klopfte es. Obgleich mehrere Ärzte in Buffalo nachwieseln, daß es sich um mechanisches, nicht okkultes Klopfen handelte, hat sich der Glaube an die Klopffacetten weit verbreitet. In dem neuesten Werk des Geheimrats Dr. Albert Reiff „Der Spiritismus“, das loeben im Franckh'schen Verlag in Stuttgart erscheint, kann man die erstaunlichsten Dinge lesen, die der Leichtgläubigkeit vieler Menschen bisher zugemutet werden sind. Ein solches Buch gehört in der Tat in eine Sammlung, die sich „Wege zur Erkenntnis“ betitelt.

Scherz und Spott

Der Standal. Ein Mann kommt in die Bar. „Geben Sie mir einen doppelten Kognak, ehe der Standal losgeht!“ „Erschrocken reicht ihm der Kellner das gewünschte Glas.“ „Noch einen doppelten Kognak, ehe der Standal losgeht!“ „Er bekommt noch einen doppelten Kognak und auf dieselbe Aufforderung hin noch einen und darauf noch einen.“ Auf diese Weise verstreicht eine halbe Stunde. Da faßt sich der Kellner ein Herz und fragt: „Sagen Sie doch, mein Herr, um was für einen Standal handelt es sich und wann geht er los?“ — „Da erhebt sich der Mann: „Der Standal geht jetzt los. Ich habe kein Geld, um den Kognak zu bezahlen!“

Der Wiederhops. Moritz inquiriert seinen Vater: „Papa, was ist das? Ein Wiederhops?“ — „Ein Wiederhops ist ein melchugener Fisch!“ — „Aber der Lehrer hat doch gesagt, er springt von Baum zu Baum und von Ast zu Ast!“ — „Da fehlte doch, wie melchugge er ist!“

Tüchtigkeit. Der Chef sagt zum neuingetretenen Reisenden: „Herr Braun, morgen gehen Sie auf die Tour! Sie fahren von Berlin nach Hamburg, von Hamburg nach Bremen, von Bremen nach Hannover, von Hannover nach Dortmund, Essen, Elberfeld, Düsseldorf, Köln — von Köln nach Frankfurt und München, von München nach Leipzig, Dresden und von da nach Berlin. Zu der ganzen Reise dürfen Sie — wenn Sie ein tüchtiger Reisender sind — höchstens 10 Tage brauchen!“ Braun sagt zu, fährt los und erscheint pünktlich nach 10 Tagen wieder vor seinem Chef. Freundesträbend begrüßt ihn dieser: „Sie sind wirklich ein tüchtiger Mensch! Und wo sind die Abkürzungen?“ — „Abkürzungen? Ich bin froh, daß ich die Abkürzungen erreicht habe!“

Organisation. Moritz Mendelstamm, seines Berufes Schnorrer, ist es gelungen, einen Empfehlungsbrief an den großen Bankier von Bleichröder zu bekommen. In Gemeinschaft mit seinem Freund Liebel macht er sich auf den Weg. Mendelstamm bringt durch die Wunderkraft der Empfehlung bis in das Arbeitszimmer Bleichröders, während Liebel vor dem Bankpalais wartet. In bewachten Worten schildert Mendelstamm sein Elend. Bleichröder nimmt eine Karte, frisiert einige Worte darauf, versieht das Blatt mit einem Stempel und schickt Mendelstamm zum Profuranten des Hauses. Dieser versieht die Karte wieder mit Unterschrift und Stempel und weist Mendelstamm an den Kassierer. Hier dieselbe Prozedur — Unterschrift und Stempel — dann die Weisung: „Geben Sie mit der Karte zum Portier!“ Freundesträbend überreicht Mendelstamm dem herfürlich gedauten Portier die mehrfach unterzeichnete und gestempelte Karte, dieser versieht dieselbe wieder mit seiner Unterschrift und einem Stempel — und wirft dann den Rezenten mit einem kräftigen Rude beim Haustor hinaus. Und Mendelstamm fliegt in die Arme seines Freundes Liebel. Dieser fragt ihn: „No, hast du was bekommen von Bleichröder?“ — „Nein! Aber die Organisation in dem Haus ist fabelhaft!“

Altägyptisch. „Schade ums Geld“, sagte der Wiener Kaufmann Kriehuber. „Wozu bin ich eigentlich hierher nach Leipzig gefahren? Die heutige Messe kommt mir vor wie ein ägyptisches Königsgrab!“ — „Wieso?“ — „Es tut an ta Mensch was abtaufen!“

Auseinanderlegung. Sie haben von mir gesagt, daß ich ein Schafstovf bin. Ist das wahr?“ — „Es ist wahr, aber ich habe es nicht gesagt!“

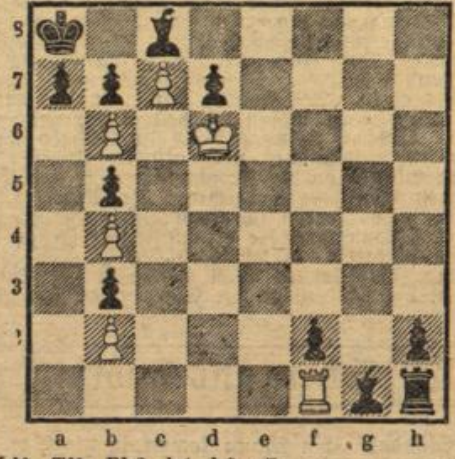
(Aus „Die einsame Träne“. Das Buch der guten Wits, herausgegeben von Kurt Robitschek und Paul Morgan, mit Karikaturen von Paul Simmel. Drei Masken-Verlag, Berlin N. 24.)

Spiele und Rätsel

Schach

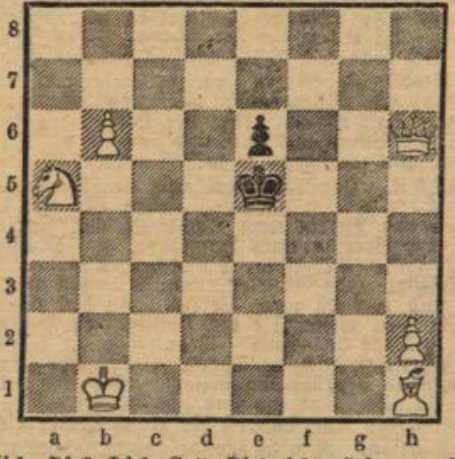
Bearbeitet von R. Wedesweiler.

564. K. Piltz.



WeiB: Kd6, Tf1, Bb2, b4, b6, c7;
Schwarz: Ka8, Th1, Lc8, g1, Ba7, b3, b5, b7, d7, f2, h2.
Matt in 7 Zügen.

565. E. Schellenberg-Wiesbaden.



WeiB: Kb1, Dh6, Lh1, Sa5, Bb6, h2; Schwarz: Ke5, Be6.
Matt in 3 Zügen.

563. Endspielstudie von H. Rinck.

WeiB: Kf2, Be2, h4; Schwarz: Kh1, Bd6, g4, h7.
WeiB am Zuge erzwingt Remis.

564. Der weiße Turm erzwingt durch Pendelzüge die Öffnung der a-Linie. Nur Witz, keine Tiefe; auch keine Schwierigkeit, aber recht nett. — 565. Die Fäden zum Mattnetz scheinen weit gesponnen, und doch fängt sich nach einem scheinbar ganz harmlosen Schlüsselzug der schwarze König unentrinnbar in den Maschen. Die Mattbilder sind zahlreich, schön und schwierig. Ein Meisterstück! — 566. Eine leicht verständliche Mattkomposition.

Schachchronik.

Samuel Reschewsky, der polnische Schachwunderknabe, hat jetzt in Amerika das Einmaleins und Abc gelernt und darf wieder Schach spielen. Er errang kürzlich in einem Meisterschaftsturnier den 5. Platz. Erster wurde der 19jähr. Mexikaner Carlos Torre, der auch wegen anderer Erfolge als aufgehender Stern am amerik. Schachhimmel gilt. — Meister Rudolf Spielmann wird voraussichtlich am 23. Nov. eine Schachvorstellung im hiesigen Kurhaus geben. — Eine Schachveranstaltung größeren Stils würde sich im Rahmen zukünftiger Wiesbadener Festwochen ganz gut einfügen. Eine ganze Anzahl auch kleinerer Badeorte fanden damit

eine äußerst wirksame Reklame; denn Schach ist in allen Ländern der Welt verbreitet.

Partie Nr. 272. — Evans-Gambit.

WeiB: Wiesbaden; Schwarz: Kissingen.
Korrespondenzpartie 1914.

1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6. 3. Le4, Lc5; 4. b4, Lxb4; 5. c3, b5 (ein Gegenambit!); 6. Lb3 (WeiB nimmt nicht an), Le7? 7. 0—0, Sf6; 8. Tfe1, d6; 9. d4, Sa5; 10. Lc2, d7; 11. Sd2, Lb7; 12. Tab1, a6; 13. Sfl, Sc4; 14. Sg3, Tab8; 15. h3! d5; 16. exd5, Lxd5; 17. Sxe5, Sxe5; 18. dxc5, Le6; 19. Sh5, 0—0; 20. De2, Kh8? 21. Sxg7! Kxg7; 22. Dh5, Th8; 23. Lh6+, Tbd1! Schwarz gab auf.

Partie Nr. 273. — Partiestellung (Dr. Munck, N. N.)

WeiB: Kb1, Dd3, Te7, h1, Sb5, Ba2, b2, c2, g3, h2; Schwarz: Ka8, Df2, Tb8, f8, Sb6, Ba7, b7, f7, g6, h5. — Schwarz zog jetzt a6? und WeiB kündigt Matt in 4 Zügen an.

Lösungen.

558. 1. Th1, b2; 2. Tb1, ♞; 3. Tb8 oder Sb5 ♚. — 559. 1. Kh3, Sxf2 oder Sg3; 2. Kh4 oder Lh2; 3. Sc7 oder Sb6 ♚. — Löserliste: D. e Herrea F. S., E. K. (alles), M. N. (558, 559), K. B. (560).

Berichtigung. In Nr. 560 fehlt ein schw. Lb2.

Lasker—Tarrasch. Wie wir erfahren, wird am 11. oder 12. Oktober in Berlin zwischen Lasker und Tarrasch eine Partie ausgetragen und zwar mit lebenden Figuren, sodaß die Veranstaltung an Wettkampfscharakter verliert und es sich um eine Vorstellung vor breiterer Öffentlichkeit handeln dürfte.

Rätsel

Ergänzungs-Rätsel.

-rna- -auc- -elt- -and- -ria- -oa-
-enu- -obe- -dio- -eb- -ade-

Durch Ansetzung von Kopf und Fuß sind bekannte Hauptwörter zu bilden, deren Anfangs- sowie Endbuchstaben der Reihe nach abgelesen ein Sprichwort ergeben. Zu verwenden sind die Buchstaben: a, a, d, e, f, g, h, h, h, i, l, l, n, n, n, o, r, s, t, t, u, u. K. P!

Silbenkombinations-Rätsel.

	tag	ein	
reift	sie	gunst	ist
	der	wie	ein
tig	sein	muß	man
	bald	te	tag
	so	ge	ern
schäf			der

Man verbinde die Silben durch eine zusammenhängende, nie sich kreuzende Linie, sodaß man einen Ausspruch Goethes erhält. K. P!

Silben-Rätsel.

Zu den sieben Silben burg, de, mus, nal, sen, sens, vi sind sieben Vorsilben zu suchen. Die entstehenden sieben zw. isilbigen Wörter bezeichnen eine Stadt in Böhmen, eine Stadt in Norwegen, einen alten Römer, eine Wasserstraße, eine Stadt in Westfalen, eine Stadt in Ostfriesland und eine Stadt in Italien. Man bringe die gefundenen sieben Wörter dann in eine solche Reihenfolge, daß die Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, die Namen zweier deutschen Dichter ergeben.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 230:

Verwandlungs-Rätsel: Als Verlobte empfehlen sich. — Scharade: Eschenbach (Bach, Eschen).
Richtige Lösungen sandten ein: Hans Egon Hackbarth, Wilhelmine Hillebrandt, Albert Müller, sämtlich von Wiesbaden; Otto Pröckel von Hahn i. T.